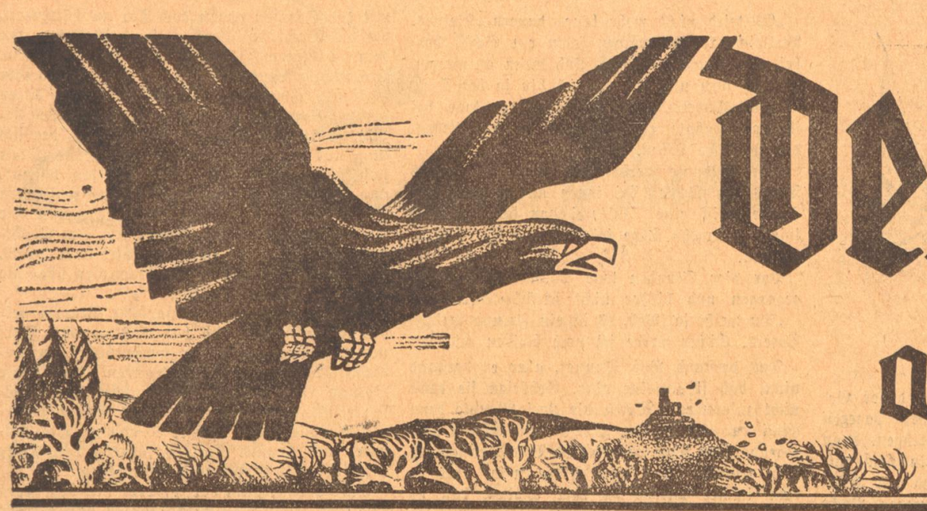
Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941
1934

37 (16.9.1934)

Visual Library



Der Führer am Sonntag

Folge 37 / Jahrgang 1934 — Wochenbeilage des „Führer" — Sonntag, 16. September 1934

Wandlung ist alles

Ein griechischer Philosoph hat einmal mit zwei Worten seine Welterkenntnis ausgesprochen, indem er sagte: „Alles fließt". Viele Denker des Abendlandes haben darauf ihre Systeme aufgebaut in mannigfaltigster Art und Form.

Wir haben hier im Rahmen unsrer „Rätsel der Schöpfung" Fragen zu beantworten, die alle irgendwie an diese Erkenntnis des griechischen Philosophen stoßen.

„Gibt es einen Tod wirklich?" Diese zweifellos kühne Frage scheint ganz auf das Gebiet des Glaubens zu führen und nur von den Religionen beantwortet werden zu können.

Der gläubige Christ wird diese Frage sofort mit seinem Glauben an die persönliche Unsterblichkeit des seligen Menschen beantworten. Er wird aber auch alle unerlöste Kreatur als dem Tode verfallen zu bedauern haben.

Die Auferstehung des Leibes ist für ihn ein Werk göttlicher Gnade, Gerechtigkeit und Wunderkraft.

In solch religiösem Sinne wollen wir die Frage nach Tod und Leben nicht beantworten. Diese Antwort ist ein unveräußerliches Stück der christlichen Heilslehre und also für jeden ernsten Menschen unantastbar im Geiste der Gläubigen.

Wir schauen hier auf die Natur und zwar auf die ganze Natur in allen ihren Reichen.

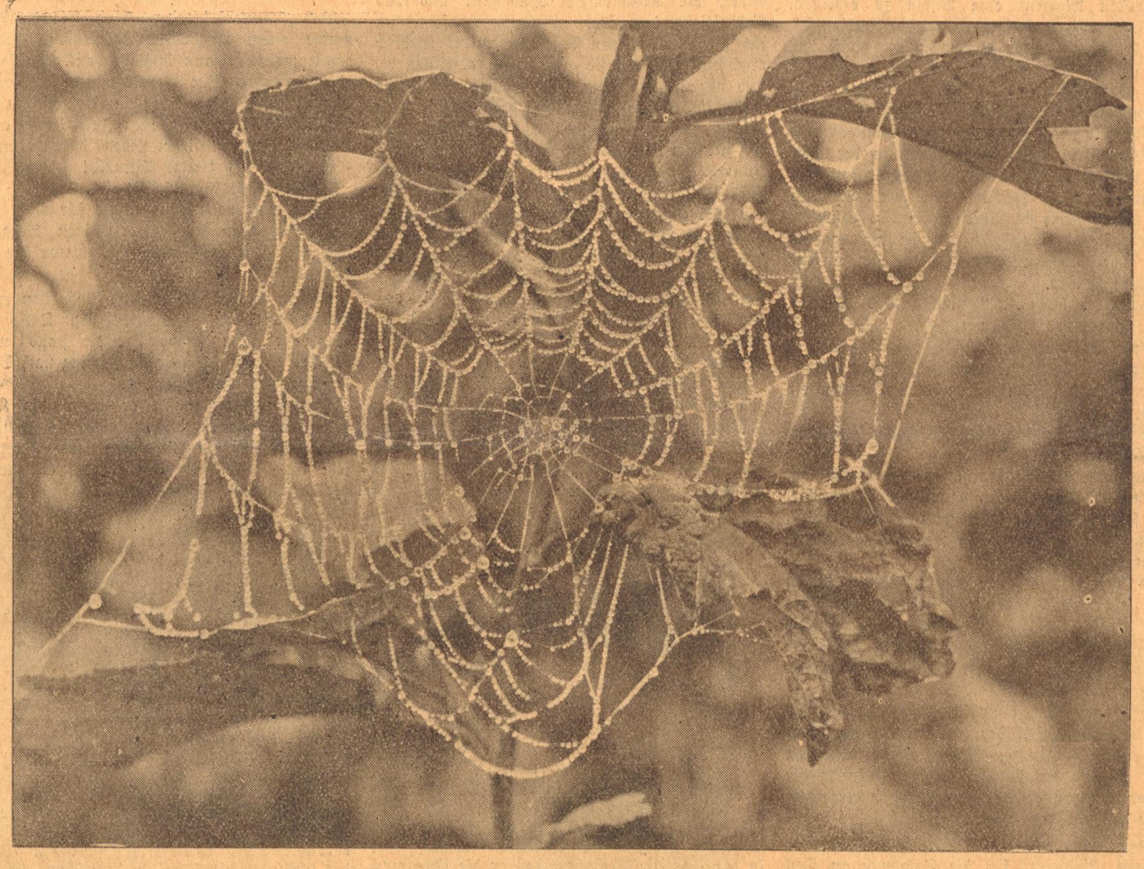
Und da kommen wir denn zu der ungeheuer tröstlichen Antwort, daß in der Natur nichts stille steht, nichts dem ewigen Wandel der Urkräfte sich entziehen kann.

Die überwältigende Größe der Natur liegt in dem ewigen Schauspiel der Wandlung und wenn sie auch über Jahrmillionen hin sich erstreckt. Da werden Feuermassen in rasender Bewegung zu festen Gebirgen, Gebirge zu Ebenen, Ebenen zu Meeren, Meere zu Erdteilen, Erdteile zu Eis und wiederum zu üppigen Pflanzen- und Tierparadiesen. Sonnensysteme bersten und senden Meteore und Kometen auf ewige Wanderschaft, andere bilden sich neu aus der Drehungsgeschwindigkeit und Schwerkraft riesiger atmosphärischer Dunstmassen.

Festgewurzelte Pflanzenreiche von erhabener Ruhe und Ueppigkeit werden im Vorstoß einzelliger freischwebender Lebewesen von riesiger Anzahl neu bevölkert, im Wasser, auf dem Festland und durch die Luft wimmeln unzählige Versuche selbständiger Lebensformen mit freier Fortbewegung, stumm und stimmbegabt, schwimmend, kriechend, gehend und fliegend. Ganze Arten sterben als lebensuntauglich und unzweckmäßig wieder aus. Neue sprudeln in grandioser Sieghaftigkeit aus dem Füllhorn der Natur hervor, besser gerüstet, zweckmäßiger gebaut, spielend sich einordnend in den ewigen Kreislauf des Lebens, das stets vom Leben lebt.

Wandlung, schöpferische Wandlung ist alles.

Nicht willkürlich erscheint uns dieser große Entwicklungsplan, sondern wir sehen in ihm ein schweres, langwieriges Ringen ums Licht, um die bessere Form, um das hellere, freiere, gewaltigere Leben.



Ein Kunstwerk der Natur: Ein Spinnennetz im Morgentau

Aufnahme: E. v. Papenhardt-Baden-Baden

Was wir als Tod ansprechen, ist nur ein Kunstgriff der Natur zu neuem Leben. Nichts geht verloren, wenig bedeutet das Individuum, alles liegt am Ganzen.

So ist denn auch die dritte Frage leicht zu beantworten. Sie lautet:

Es ist ein Gesetz der Schöpfung, daß es ungeheuer viel mehr unvollkommene, niedere Organismen gibt als höher entwickelte und daß bei den niederen Organismen eine weit größere Mannigfaltigkeit, ja scheinbare Regellosigkeit herrscht.

Was schließen wir daraus für die menschliche, für die völkische Gemeinschaft im Sinne der Schöpfung?

Die Natur will immer sicher gehen. Deshalb ist sie so verschwenderisch. Die Unzahl niederer, unvollkommener Lebewesen sind die unausrottbare Armee des Lebens, sie sind die Grundlage, auf der die Natur sich Schritt für Schritt ihren sicheren Weg erkämpft, sie sind die Garanten des ewigen Lebens der Schöpfung, die Muttergründe und unerschöpflichen Quellen der Natur.

So auch sind in einem Volk die erdnahen schaffenden Menschen, die noch nicht durch Generationen hindurch nach irgendwelcher Richtung verfeinert und spezialisiert sich entwickelten, der völkische Nährboden gesicherter Blutauffrischung und aufgespeicherter unverbrauchter Lebenskraft.

Aus diesem sicheren Kraftspeicher jeden Volkes stößt die Natur gleichwie in allen ihren Reichen vor zu einzelnen vollkommenen oder doch irgendwie besser ausgerüsteten und besonders begabten Geschöpfen, die vieles oder gar alles zusammenfassen in einer Gestalt, was sonst millionenfältig in Ansätzen verstreut weste. Aus solcher Entwicklung und schöpferischer Gnade erkennen wir wohl die Zusammenhänge zwischen Führer und Volk, wir verstehen die Mission der Dichter und Denker ebensowohl wie der Erfinder, Aerzte, Unternehmer und Politiker. Das Gesetz der Ordnung, das überall sieghaft waltet, formt mit der Entwicklung der Begabungen die Arbeitsteilung, es formt die Verantwortlichkeit zum Ganzen, den Gerechtigkeitssinn zur Gemeinschaft, den Instinkt zur bewußten Tat.

Damit ist auch die vierte Frage im Zusammenhang. Sie lautet:

Schließt das Höhere, Spätere in der Entwicklung immer das Niedere und Frühere mit ein?

Ja und nein. Der Vormarsch der Natur ist nämlich ein sinngemäßer, ein wesentlicher. Was untauglich und deshalb ein Irrtum war, bleibt am Wege liegen und wird nicht weitergeformt und mitgeschleppt. Hier ist die Natur gänzlich unsentimental. Man kann sich nie ungestraft gegen sie versündigen. Ihre Gesetze sind eisern und deshalb allmächtig in allen ihren Reichen. Sie kennt keine Ausnahmen, sie duldet nur ein Vorwärtsstürmen auf richtigem Weg. Alles andere Gewaltsame oder Erschlichene straft sie unerbittlich mit Mißerfolg, früher oder später.

Ihr Weg jedoch drängt aufwärts, aus Nacht zum Licht, aus Dumpfheit zum Bewußtsein, aus der Vielheit zur Einheit, zur Ganzheit. Sie selbst ist immer ganz, immer am Anfang und immer am Ende. Ihr ewiges Lebensgesetz heißt: Wandlung.

Ernst Herold.

Aus dem Inhalt:

Ernst Höppner: Bob Danner
Josef Friedrich Perkonig: Nikolaus, der Mann
Erwin Wittstock: Zwei auf einem Stuhl
P. Martell: Deutsche Personennamen
Dora Zantner-Busch: Aus der Historie des Dürkheimer Wurschtmarktes
Paul Schröter: Bergfeld, die erste badische Bauernsiedlung
Filmbeilage: Querschnitt IV: Die Ausländer.

Bob Danner

Von Ernst Höppner

Als der Heizer Bob Danner an Deck des Frachtdampfers „General Moreno" trat, blieb er im Eingang zum Kesselraum stehen.

Kaum hatten sie vor einigen Tagen Brisbane hinter sich gehabt, als der zweite Heizer an Fieber erkrankte und Bob Danner allein die Sorge um die Kessel überließ. Drei Stunden hatte der Maschinist Holmers von seiner Freizeit für ihn geopfert, aber drei Stunden Schlaf genügten nicht, um den Körper von der Schufterei zu erholen, in einundzwanzig Stunden die Kessel unter gleichen Druck zu halten. Jetzt war der Heizer vom ersten Steuermann mit Pulvern und Pillen wieder auf die Beine gestellt worden und Bob Danner empfand nur noch den einen Wunsch, zu schlafen, tagelang zu schlafen.

Er streckte seine Arme von sich und gähnte. Dann öffnete er die Augen wieder und glaubte im ersten Moment eine Vision zu erblicken. Wo vor wenigen Sekunden nur die Reeling seinen Blick aufs Meer gehemmt hatte, stand jetzt eine Frau. Bob Danner rieb sich die Augen, aber es nützte nichts, sie stand wirklich da. Unbeweglich, den Kopf etwas geneigt, so daß er ihr Profil noch eben erkennen konnte, stand die Gestalt in blendendem Weiß an der Reeling und blickte über das Meer. Dennoch glaubte er nicht, daß sie wirklich lebte, denn er hatte von keiner Frau an Bord gehört. So räusperte er sich, in der Annahme, daß sie sich umwenden oder bewegen würde, wenn sie wirklich ein Mensch war.

„Hm . . . hmm . . ." machte Bob Danner. Die Frau wandte sich um.

Diese Tatsache überraschte ihn, so daß er vor Verlegenheit nur „Guten Morgen" sagte. Die Frau sah ihn an, aber sie antwortete nicht.

„Sie wird eine Engländerin sein", dachte er. Und sie war es auch.

Als ihre Augen auf ihn ruhten, wurde ihm mit einem Mal bewußt, daß er fast nackt war. Da schämte er sich seines nackten Oberkörpers, der mit Schweißperlen und dem Schmutz des Kesselraumes bedeckt war.

Es mochte vier Uhr am nächsten Morgen sein, als Bob Danner plötzlich und gewaltsam aus seinem Schlaf gerissen wurde. Ein furchtbarer Stoß durchzitterte noch das Schiff, das sich dumpf stöhnend von einer Korallenbank wieder loszureißen versuchte.

Mit einem Satz taumelte er aus seiner Koje, als ihn auch schon der Gedanke an die Frau in Weiß durchzuckte. Gleich einem gehetzten Tier lief er die Gänge entlang, stolperte die steilen Treppen empor und glaubte immer noch, alles sei nur ein Traum.

Inzwischen wurden an Deck die Boote klar gemacht. Aufgeregt lief die Besatzung an Deck umheer, Kommandorufe des Kapitäns drangen verschwommen zu ihm herab.

„Halloh, Bob", rief ihm der Maschinist Holmers zu, „der Idiot Brunn hat den Eimer leck gesetzt!"

Als er zu der Mannschaft trat, neigte sich der Bug des Schiffes nach Backbord und das Deck glich einer schiefen Ebene. Nur schwer ließen sich die Gesetze des Gleichgewichtes befolgen, jede Welle veränderte den Winkel zum Meeresspiegel auf unberechenbare, groteske Art.

Im ersten Boot, das zu Wasser gelassen wurde, war die Frau. Bob Danner lehnte sich über die Reeling und sah, wie das Boot sich neigte und gleich darauf kenterte. Sofort drehte er sich um, beschaffte sich eine Schwimmweste und sprang von der Reeling ins Meer. Schnell und behende arbeitete sein Körper sich vorwärts, bis er bald die erschöpfte Frau mit seinem Arm umfaßte.

Zwei Tage und zwei Nächte waren seit dem Untergang des „General Moreno" vergangen, als Bob Danner in der Ferne Land erblickte. Er hatte die Frau mit seinem Leibriemen an den Balken festgeschnallt, zu dem er sich vollständig erschöpft noch hatte hinarbeiten können. Nun lag sie vor ihm, die Augen zum Himmel der Südsee emporgerichtet, die Haare gelöst und von Wellen umspült, in ihrer unfaßbaren Schönheit ganz seiner Hilfe preisgegeben.

Er wandte sich ab, seine Augen suchten wieder und wieder das Land, das immer noch weit in der Ferne lag und dem sie kaum näher zu kommen schienen. Würden sie es erreichen, ohne von Haifischen angefallen zu werden? Obgleich Hunger und Durst sie quälte, war dieser Gedanke so furchtbar, daß alles andere dagegen zurücktrat. Qualvolle Stunden vergingen, dann senkte sich die Dämmerung herab, langsam entschwand seinen Blicken der Streifen am Horizont und die Ungewißheit einer neuen Nacht umhüllte sie.

Als sie am nächsten Tag dann das Land erreichten, löste Bob Danner den Riemen vom Leib der Frau. Mit seinen Füßen stand er im Wasser, als er sich über sie neigte und sie emporhob, eine Last, die zugleich süß und schwer für ihn war. Die Frau aber, deren Namen er nicht kannte, legte ihre Hände um seinen Hals und zog sich langsam empor, bis ihre Lippen seinen Mund berührten. Da wußte er, daß die schöne Zeit seines Lebens begonnen hatte.

Der Zauber der Südsee rettete sie aneinander, die paradiesische Landschaft, und das Bewußtsein, dem Tod entgangen zu sein. Da sich die Eingeborenen ihnen gegenüber friedlich erwiesen, erlebten sie eine neue Robinsonade, und obgleich der Reiz eines solchen Lebens sie entzückte, so vermißten sie doch täglich hundertmal die Errungenschaften der Technik und Kultur. Sie lernten den Wert des Kaffees, des Zuckers, eines Nagels, kurz, all jener Dinge kennen, die ihnen selbstverständlich gewesen waren und denen sie keine Bedeutung beigemessen hatten. Aber Bob Danner gab dies alles gerne hin, lebte er doch mit einer Frau zusammen, deren Liebe er niemals in jener Welt errungen hatte, die hinter ihnen lag und in die sie sich doch täglich zurückzukehren sehnten. Besonders die Frau, die Sylvia Kenan hieß und auf der Sonnenseite des Lebens geboren war.

Bob hatte das längst gemerkt. Wenn sie sich bei beginnender Dämmerung auf den kleinen Felsen am Strand setzte und auf das Meer blickte, dann ging er zu ihr, legte schwer und unbeholfen seinen Arm um ihre Schulter und versuchte sie zu trösten.

„Es wird nicht mehr lange dauern, Kleines. Vielleicht kommt morgen schon ein Schiff vorbei und nimmt uns mit. Und wenn es morgen wirklich noch nicht ist . . . ich bin ja bei Dir."

Dann lächelte Sylvia. Gewiß, er war bei ihr, aber ahnte er nicht, daß sie das Leben, das wirkliche Leben, vermißte?

Zwei Monate verstrichen, dann legte eines Tages ein Segler bei ihnen an, es war das Handelsschiff einer Faktorei von den Nachbarinseln. Vierzehn Tage später waren sie in Neu-Guinea.

Vor vier Stunden war Sylvia zum Konsul gegangen und bisher nicht zurückgekehrt.

„Du weißt ja, Bob, es ist ein Freund meines Vaters. Sicher werde ich noch bleiben müssen."

Das verstand Bob Danner, aber er verstand nicht, daß sie alleine ging. Gehörten sie denn nicht zusammen? Waren die zwei Monate denn quasi nur ein Ausflug gewesen, ein bißchen aufregend, aber sonst ganz nett? Bob Danner saß und grübelte über diese Frage nach, aber er kam immer wieder zu dem Schluß, daß es ganz unmöglich sein konnte.

Dann kam sie an.

„Schon gewartet Bob? Stell' Dir vor, welch' Glück wir haben. In drei Tagen kommt ein Postschiff. Du mußt mit zu meinem Vater, er wird sich riesig freuen."

Und nach einer Weile:

„Was meinst Du, Bob, hättest Du nicht Lust zu einer Plantage hier in der Südsee? Vielleicht auf den Karolinen oder den Salomo-Inseln? Ich würde mit Pa sprechen, er wird es sofort tun. Schließlich hast Du mich ja auch gerettet."

Bob Danner schwieg. Eine Plantage? Er mußte einen Augenblick nachdenken, was sie damit meinte. Dann lachte er auf. Ach so, als Bergungslohn. Eine Plantage als Abfindungssumme! Also doch nur ein kleiner Ausflug. Auf irgend einer verlassenen Insel durfte er sich während seines restlichen Lebens daran erinnern!

Er holte tief Atem. Niemals!

„Was meinst Du, Bob?"

„Hm, ganz nett. Aber nichts für mich, Kleines. Laß man gut sein, meinen Bergelohn hab' ich schon bekommen. Das waren die zwei Monate mit Dir."

Einige Wochen später fuhr Bob Danner als Heizer mit der „Violanta" von Tokio nach Vancouver. In seiner Freizeit stand er oft an Deck und blickte über die Reeling nach Süden, wo irgendwo eine Insel lag.

Immer wieder mußte er an Sylvia Kenan denken und daran, wie es eigentlich kam, daß mit einer anderen Umgebung auch andere Gesetze das Verhältnis zweier Menschen zueinander bestimmten.

Nikolaus der MANN

Von Josef Friedrich Perkonig

An der Kirchenmauer von St. Martin fand ich noch den Stein mit der bleichen Inschrift, der schwarze Lack ist längst von tausend Regengüssen ausgewaschen und niemand mehr lebt in der Familie Kraigher, daß er die schwarzen Buchstaben erneuern könnte. So muß man denn ganz nah herantreten, um die Inschrift zu lesen: „Hier ruht in Gott Franz Nikolaus Kraigher, Besitzer und Wirt, geboren 23. Oktober 1745, gestorben 9. März 1833 eines christlichen Todes, Herr, schenke ihm die ewige Ruh und laß ihn auferstehen in deiner Herrlichkeit!"

Dieses Datum des Todes ist es, das mich das Grab des wahrhaften Mannes suchen ließ, von dem Legenden in der Gegend noch erzählt werden, während die Pfarrchroniken und Kirchenbücher, die über ihn berichten könnten, bei Bränden zerstört worden sind, doch so wunderbar hartnäckig erhält sich die Erinnerung an einen Prachtkerl, daß mir alte Leute in der Gemeinde noch mit Sicherheit zu sagen wußten, gerade heuer wären es hundert Jahre, seit der schwarze Nikolaus tot sei, und der Stein wäre an der Kirchenmauer noch zu finden, ewig wird er dort sein, denn er ist eingemauert, und es müsse schon ein Erdbeben kommen, das die Kirche einstürzen ließe, das aber tut der Herrgott nicht, behaupten die Leute . . .

Ja, im Dorf muß man mit der Erde sparen, der Kirchhof ist klein, und die Schläfer müssen schön eng zusammenrücken; aber sie sind es ja von der Kirche und vom Wirtshaus her gewohnt. Er hätte eigentlich sterben müssen, wenn es Gott nicht gewollt hätte, daß er Deutschland wieder frei und blühend sehen sollte. Lange genug hat er mit anderen auf einer Brandstatt getrauert, und der Himmel konnte nicht wollen, daß solch heiliger Zorn, wie er ihn mit sich herumtrug, umsonst gewesen sein sollte.

Von solchem Wunder nun, wie der riesenhafte Mensch aufgespart war, erzählten mir noch alte Leute, ehe ich hinging, um die verwaschene Steintafel zu suchen.

Das war damals, als der französische Marschall Maseena gegen Kärnten heranrückte, und gleich hinter ihm kam Napoleon. Die Vorhut erreichte eines Abends am südlichen Abhang des Gebirges ein Dorf, in dem schon alle Leute schliefen. Sie hatten von dem Vormarsch der Feinde wohl Wind bekommen, denn die Hirten liefen von den nahen Almen herab und meldeten am späten Nachmittag, daß sie Soldaten in der Ferne gesehen hatten. Aber die Dörfler, aufgewiegelt von dem schwarzen Nikolaus, dem die Pest lieber war als die Franzosen, wollten deren Durchzug scheinheilig verschlafen. Da stellte der französische Offizier, der die Vorhut befehligte, drei Trommler vor die Kirche hin, und sie schlugen auf das Fell, daß ihnen beinahe die Schlegel entzwei sprangen. Aber nichts rührte sich in dem Dorf, keine Tür öffnete sich und aus keinem Fenster reckte sich ein neugieriger Kopf.

„So fest seid ihr in eurem Bau, ihr Füchse?" schrie der Major auf dem Pferd krebsrot. „Wir werden euch schon aus den Löchern kitzeln."

Sie zündeten am Dorfende eine Scheune an und läuteten die Feuerglocke. Aus dem Haufen der Löschenden aber fingen sie sich den Stattlichsten, der wohl als der Anführer dieser verschlagenen Bauern gelten konnte, heraus, und das war natürlich der schwarze Nikolaus. Der Major eröffnet ihm, daß er, ausgerechnet er, am nächsten Morgen die Franzosen über das Gebirge führen sollte, sperrte ihn eigenhändig in die Kirche und stellte eine Wache davor. Inmitten von stummen Heiligen, in unheimlicher Dunkelheit, in der das ewige Licht nur als ein riesiger roter Funke schwamm, ratschlagte er nun gleich in den ersten Stunden mit seinem Gewissen, wie er den Leuten in das Gebirge hinauf Botschaft bringen könnte. Nach einiger Zeit begann er mit den Fäusten gegen das Tor zu hämmern, bis die Wache vor Verzweiflung Meldung von dem rabiaten Häftling zum Major schickte. Ein junger Leutnant kam zur Kirche, und ihm sagte der schwarze Nikolaus, er wünsche, da er sich auf einen ungewissen, gefährlichen Weg begeben müsse, zu beichten. Der Major, der sich in seiner nächtlichen Tafelei nicht gerne stören ließ, schrie: „Er soll seinen Pfaffen haben", und der Leutnant selbst mußte den geistlichen Herrn zur Kirche bringen und die Zeremonie mit gespannter Pistole überwachen. Im Beichtstuhl aber sagte der schwarze Wirt dem Greis, auf welchen Steigen er die Franzosen über die Berge zu führen gedächte.

Zwei Stunden später war der Pfarrer selber im Gasthaus und bat, daß er das Dorf verlassen dürfe, denn er müsse höher im Gebirge droben einem Todkranken die letzte Oelung spenden. Der berauschte Major lästerte, wenn der nicht ohne das Schmalz verrecken wolle, dann solle er es haben. Die Soldaten des großen Kaisers führten den Krieg nicht gegen Krüppel und Bettlägerige.

Bald darauf ging der Pfarrer mit dem Kelch und dem klingenden Ministranten in die Nacht hinein und stieg den Berg hinauf. Und er stieß endlich auf die Bauern droben, die schon den ganzen langen Tag die Steine für ihre grausige Lawinen angehäuft hatten, denn ihren scharfen Augen waren die Staubwolken auf der Straße der fernen Ebene und das Glänzen in Metall nicht entgangen. Und jetzt in der Nacht horchten sie wie Luchse nach jedem Steinrollen. Plötzlich hörten sie verwundert die dünne Versehglocke, denn der Pfarrer hatte höher oben den Buben geheißen, sie wieder zu läuten. Als er in der Mitte der fröstelnden Leute war, stellte er den Kelch auf einen Felsenblock hin, und die Glut des niedergebrannten Feuers, an dem sie die Erdäpfel gebraten hatten, um ihren halben Hunger zu stillen, warf ihren sanften Schein auf das Gold des heiligen Trinkgefäßes.

Da fiel es einem ein, daß sie jetzt, während sie so untätig lagen, den Leib des Herrn empfangen könnten, denn jeder mußte für die große letzte Reise bereit sein; wahrscheinlich war ihnen der Pfarrer vom Himmel selber geschickt worden.

Und der todmüde Greis ging abseits hin und setzte sich auf einen Stein. Einer nach dem anderen kniete zu ihm, und er hörte ihnen die geringen Sünden ihres kargen Lebens ab. Viele waren steif und ausgemergelt, und es kostete ihnen Anstrengung beim Hinknien die Beine zu biegen. Die Augen fielen dem Geistlichen zu, aber er zwickte sich in die Hand, damit er wach bleibe. Schon stieg der graue Morgen herauf, da knieten sie auf dem Berge in einer langen Reihe hin, und der Pfarrer legte jedem ein winziges Stück der Hostie auf die Zunge, denn er hatte sie vielfach teilen müssen. Dann stiegen sie wieder zu ihren Steinhäufen hinab, die zu beiden Seiten der Hohlwege aufgeschichtet waren.

Und sie redeten untereinander und zweifelten, ob der Wirt die Franzosen auf den richtigen Weg heraufbringen werde. Es führten auch andere Steige über das Gebirge, auf die keine Steinlawine niederbrechen werde, und wer geht gern blind in sein Verderben? Wie kann man, so meinten manche, sich von Felsen erschlagen lassen, die man selber losbrechen heißt.

Wie gering dachten solche Zweifler von dem schwarzen Nikolaus. Sie sahen nicht, wie er, einem Tiere der Wildnis gleich, seinen geweihten Kerker mit großen Schritten durchmaß, wie er dann, ohne daß sein Fuß auch nur einen verdächtigen Augenblick gestockt hätte, den Soldaten voranging. Ja, er hatte sich nicht einmal von seiner Familie verabschiedet, obwohl ihn die Wache zum Wirtshaus geleiten sollte. Er fürchtete, es könnte den Major mißtrauisch machen und er würde noch im letzten Augenblick gegen einen anderen ausgewechselt werden.

Dann stieg er mit einer verbissenen Freude auf den Berg, vor sich den sicheren Tod, denn da schritten zwei Soldaten mit gespanntem Pistol und hatten den Befehl, ihn kurzerhand niederzuknallen, sobald sich der geringste Verdacht regte.

Es wird berichtet, daß von dieser einen Vorhut, die freilich nicht die einzige war, obwohl der schwarze Nikolaus in seinem herrlichen Mannstum sich benahm, als wäre sie es, auch nicht ein Franzose entkam, der den furchtbaren Untergang hätte melden können. Nachfolgende Truppen begruben die Toten, einige Leichen aber ruhten in den Schluchten, Aasvögel kreisten lange über mehrere Stellen.

Gott wollte nicht, daß der schwarze Nikolaus mit seinen Feinden erschlagen werde, Gott liebt solche zornige Männer, die sich und das Recht nicht beugen lassen wollen. Die Steine knickten dem Wirt wohl die Beine mehrfach, und zwei Kugeln fuhren in seinen Rücken. Beide dämpfte der dicke Loden, sie steckten nicht einmal so tief, und ein Wundfieber ist für so einen Riesen nicht mehr, als ein Schnupfen für einen Schmächtigen . . .

Ja, du hast es verdient, Franz Nikolaus Kraigher, daß deine Grabtafel an der Kirche eingemauert ist. Wenn aus den Buchstaben auch der schwarze Lack längst von tausend Regengüssen abgewaschen wurde, sie leuchten heller und unvergänglicher noch, als wenn sie aus Gold wären.

Zwei auf einem Stuhl

Von Erwin-Wittstock-Hermannstadt

Es ist eine alte Erfahrung, daß die körperliche Kraft und Gewandtheit oft auch in jenen Dingen von Nutzen gewesen ist, in denen der Geist allein entscheiden sollte, und, was der weise Rabe sich nicht erträumte, ist schon manchem stattlichen Ochsen gelungen. Es wird deshalb der Kluge, der zu einem Ziele gelangen will, sich oft verschiedener Mittel bedienen, heute jener, die seinem ausgezeichneten Wesen entspringen, morgen jener, die ihm von einer törichten Welt angeboten werden und töricht sind. Wie aber der Bischof Christian Barth im 17. Jahrhundert zur Ehre Gottes und zur Stütze des christlichen Glaubens keinen Anstoß daran nahm, selbst nach einem Instrumente heidnischen Aberglaubens zu greifen, erhellt aus seiner ersten Amtshandlung, die er weder vor dem Altare, noch auf der Kanzel vollzog, sondern auf einem galoppierenden Pferde, was für alle Zeiten ein seltenes Beispiel genannt werden kann.

Es ergab sich nämlich, daß ihn, den Baccalaureus und sehr gelehrten Herrn, die Synode von Mediasch in Siebenbürgen im April des Jahres 1676 auf den verwaisten Bischofsstuhl erwählte und ihm feierlich auftrug, den Amtssitz in Birthälm einzunehmen, das bischöfliche Palais hier zu beziehen und nach Kräften dem verlotternden Geschlechte als wahrer Knecht des Herrn zu dienen.

Nun waren aber zu jener Zeit die Birthälmer etwas vergebliche Leute, zumal seit des seligen Bischof Lukas Unglerus Zeit ihre Gemeinde den Bischof für immer beherbergte, was sie einmal als verdiente Ehre, ein andermal aber als unverdiente Plage und Heimsuchung hinzustellen wußten, wie es ihnen gerade gefiel, und welcher Umstand zu verschiedenen Reibereien zwischen ihnen und der Gesamtkirche führte, da in den Zeitläuften der Kriegsnot, Feuersbrünste und Pestilenz selbst ein die Gerechtigkeit und die Satzungen liebendes Volk leicht in Schwankungen und Unsicherheiten gerät, aus denen dann der Unfrieden und alles Uebel ihre Entstehung nehmen. Der selige Lukas Unglerus, seinerzeit als Pfarrer von Birthälm zum Bischofsamte berufen, hatte es aber versäumt, den Zwistigkeiten vorzubeugen. Zu bequem, seinen schönen Pfarrhof zu verlassen und nach Hermannstadt zu übersiedeln, hatte er seine neue Würde an dem Orte seines bisherigen Wirkens neben der gewohnten Tätigkeit auszuüben begonnen und dieses Beginnen Jahrzehnte hindurch mit Treue fortgesetzt, bis sich das Volk an die Umstellung gewöhnte. Aber nach seinem Tode waren die Birthälmer der Meinung, daß ihnen das Recht der Pfarrerwahl wie bisher zustünde, und sie wollten — nebenbei — aus freiem Willen nichts dagegen haben, wenn ihr Pfarrer zugleich auch Bischof sei. Das übrige Land meinte aber, daß eine kleine Gemeinde sich dem guten Gange der Gesamtheit nicht entgegenzustellen habe und daß es keiner Widerrede bedürfe, den von dem Volke gewählten Bischof den Birthälmern, ob mit oder gegen ihre Zustimmung, zugleich als ihren Pfarrer einzusetzen und damit die gute Gewohnheit des seligen Unglerus fortzupflanzen und nicht gewaltsam mit ihr zu brechen.

Da nun aber der Standpunkt beider Teile der sachlichen Argumentation nicht entbehrte, steigerten sich die Widerstände im Laufe der Jahre, indem sie die lebendige Triebkraft des inneren und die respektgebietenden Satzungen des äußeren Rechtes verließen und sich in den Dingen des Zehnten, des Pfarrhofgebäudes, der Weingärten, Stallungen und der Fischerei verloren, so sehr, daß die Birthälmer sich in der Tat zeitweilig zur Meinung vermaßen, sie seien berufen, der Gesamtheit den Bischof zu wählen, und daß das übrige Land die ungehinderte Ausübung des allen Gemeinden verbürgten, christlichen Rechtes der Pfarrerwahl allüberall gerne sah, bloß bei dieser Gemeinde nicht, die darum kämpfte.

So erreichten die Streitigkeiten den Höhepunkt just zu der Zeit, als der gelehrte Christian Barth aus der Wahl der Synode als Bischof hervorging. Wie die Birthälmer dieses Ergebnis erfuhren, zögerten sie nicht lange und wählten schleunig und zum Trotz den Bruder des Neugewählten, den Pfarrer Jakob Barth von Busd, zu ihrem Pfarrer und damit, wie die Verstockten unter ihnen meinten, zugleich zum Bischof. „Wenn unser Pfarrer Bischof zu sein hat, was das Volk behauptet, und wenn wir nach unserer Ordnung den Pfarrer wählen dürfen, was von keinem Einsichtigen bezweifelt wird, so ist es klar, daß seit des seligen Unglerus Tod das Recht der Bischofswahl von Rechtes wegen unsere Gemeinde allein betrifft. Die anderen müssen sich fügen." Sie ritten also noch in derselben Nacht um Jakob aufzufordern, sie drängten auf seine Uebersiedlung und übergaben ihm, der alsbald kurz vor Pfingsten mit Rindern und Pferden seinen Einzug hielt, das geistliche Gebäude nebst allem Zubehöre und nötigten ihn mit herkömmlichen Worten, sich mit seinen Habseligkeiten und der ganzen Wirtschaft niederzulassen. Sie hatten somit dafür gesorgt, daß das Pfarrgebäude nicht länger verwaist stand. Das übrige ging sie nichts mehr an.

Christian traf nach einigen Tagen ein und brachte ebenfalls sein ganzes Gut, fünf Wagen mit Büchern beladen, mit sich. Weder läuteten die Glocken, als er die Gemarkung überschritt, noch wurde er begrüßt. Die Fensterläden der Bürgerhäuser blieben geschlossen.

Jakob hörte, daß sein Bruder eingetroffen sei; er trat sofort aus dem Hause und begrüßte ihn herzlich. Dann standen sich die beiden Brüder für Sekunden wortlos gegenüber.

„Es sind ungeklärte Dinge", begann Jakob langsam, „ . . . die strittig sind und für die die Satzungen nicht passen . . . Aber du kannst es mir glauben, ich würde gerne nicht Bischof sein, wenn meine Frau es nicht so sehr von mir verlangte. Ich habe mich als Pfarrer von Busd sehr wohlgefühlt."

„Und ich würde dir von Herzen gerne diese Würde lassen und ebenfalls nicht mehr Bischof sein wollen, wenn ich nicht wüßte, daß ich für dieses Amt geeigneter bin als du oder jeder andere unter uns", antwortete der Baccalaureus Christian und sah dabei den Bruder freundlich an.

Da war guter Rat teuer.

„Wir wollen für drei Tage auf die Jagd gehen und deine Frau soll mit meiner bis dahin die Sache austragen." Dieses schlug Jakobus vor. Er machte nicht einen sehr sicheren Eindruck, aber er murmelte zur Bekräftigung: „Drei Tage sind eine lange Zeit und man kann inzwischen gescheiter werden . . ."

Christian war dagegen. So und so. Die Frauen haben in Kirchenangelegenheiten nichts zu reden, sondern die Synode. Und die Jagd ist für einen Geistlichen ein nichtsnutziges Pläsier. Endlich gab er nach. In drei Tagen konnte sich die Stimmung der Birthälmer äußern, die heute hinter verschlossenen Türen saßen. Und es konnte förderlich sein, den schwierigen Fall in der Ruhe des Waldes zu überdenken, um untereinander zu einer Lösung zu gelangen oder vielleicht eine gemeinsame Petition vorzubereiten und von der Synode die rascheste grundsätzliche Klärung der jahrzehntelangen Merkwürdigkeiten gehörig zu erbitten. So ließ denn Christian Barth sein Weib noch zur selben Stunde in der Wagenburg, die auf dem Marktplatze gebildet wurde, zurück, und fuhr mit Jakob, von sechs berittenen Knechten begleitet, zum Dorfe hinaus und in das blühende Land.

Kaum war der Wagen verschwunden, als das Weib des Jakob zum Tore heraustrat, mit den Augen nach der Schwägerin suchte und, sie erblickend, mit rotem Kopfe sofort losfuhr: „Was! — Du willst eine Bischofin sein? Elendes Gehudel! . . Die Schande, die du mir antust . . ."

Die Frau des Christian schwieg. Sie kroch auf einen Wagen und verbarg sich unter seiner Schutzdecke. Da sie aber gerade schwanger war, bedauerten sie etliche Bürger und Bürgerinnen, die sich vorsichtig heranmachten, je mehr die andere lärmte, und luden sie ein, den Wagen zu verlassen und bei ihnen vorliebzunehmen. „Es ist ein großes Unglück", sagten sie, „daß sich das Volk an das neue Recht nicht gewöhnen kann. Wir haben den großen Pfarrhof, die Gehöfte und Stallungen selber gebaut und zahlen den größten Zehnten in Siebenbürgen. Keineswegs können wir einen Bischof hier einziehen lassen, den nicht wir gewählt haben, denn die Häuser gehören uns. Trotzdem bedauern wir das Unglück . ." So wurde denn die zarte Frau in das Haus des Gemeinderichters geführt, wo sie drei Tage verbrachte und, da alle ihre Güte erkannten und davon sprachen, mit großen Ehren traktiert wurde.

Nicht viel klüger, als sie hinausgefahren waren, kehrten die beiden Brüder am Pfingstsonnabend aus dem Wald zurück. Zwar waren sie untereinander brüderlich einig, wenigstens was den morgigen Gottesdienst anbelangte, und Jakob hatte dem Bruder gestattet, von dem Altare aus vor Erteilung des Segens ein kurzes Gebet zu sprechen. Doch hatte Christian sofort hierauf verzichtet, indem er durchblicken ließ, daß er im Sinne der Kirchenordnung zur Predigt und sämtlichen gottesdienstlichen Handlungen verpflichtet sei und, einmal durch geheimen Widerstand hieran gehindert, lieber garnichts unternehme, als daß er sich mit einem schmalen Teile der Liturgie begnüge. Somit war diese Angelegenheit erledigt. Aber in den anderen Dingen waren sie trotz eingehender Aussprache nicht weit gekommen.

Der Wagen fuhr polternd zu Tal. Aber das Dorf war nicht so still wie damals, als sie es verließen. Die Glocken warfen ihre Klänge in wirbelnden Fetzen zu den Bergen. „Sieh, man begrüßt dich nun doch . . .", sagte Jakob und lächelte. Dann aber flatterten aufgeregte Rufe über die Felder; glühende Wolken schossen aus den Dächern und legten sich schwarz darüber. Die Knechte trieben die schweißbedeckten Pferde an.

Nun erreichten sie die Dorfstraße. Menschen jammerten und schrien; die Brunnen waren erschöpft, acht große Häuser standen unter Brand. Soeben griffen die Flammen zu den Türmen hinüber. „Hochwürden", sagten die Bürger mit fliegendem Atem zu Jakob, als er den Wagen verlassen hatte, „wollt einmal das Pferd besteigen und nach altem Brauch um die Brandstatt reiten, damit das Uebel durch das christliche Gewand gebannt werde." Sie liefen über den Platz wie mit einer schwarzen Fahne; es war sein Ornat, sie hielten es ihm hin und führten den Gemeindehengst heran.

Jakobus war von mächtiger Gestalt; er blieb im linken Bügel einen Augenblick stehen, dann ließ er sich in den Sattel fallen, damit seine Schwere dem Tiere Achtung einflöße. Der Erdboden gab den Schwung zurück. Die Vorderbeine flogen in die Luft, sie traten, wo nichts zu treten ist; das Tier schnaubte und tanzte. Frauen und Kinder standen da, vom Anblick des Feuers entsetzt, sie schluchzten vor sich hin; nun schlossen sie mit einem Male den Mund und koben zur Seite. Zweimal ritt Jakobus um die Kirchenburg. Seine Frau flatterte heran und rief: „Er war stets ein guter Reiter." Als er aber zum dritten Male an dem hohen Bachufer, das sich an der Südseite des Burghügels entlangzieht, vorüberjagte, fiel dröhnend das Dach des Speckturmes ein. Die Funken sprühten über den schmalen Weg. Sofort lag Jakobus im tiefen Bachbett, erhob sich schwer und sank unter Schmerzen wieder um. Soll das Feuer jedoch richtig gebannt sein, muß der Geistliche es dreimal umritten haben.

„Eure Weisheit", sagten die bestürzten Bürger, zu Christian, der soeben von dem Unfalle seines Bruders hörte, „wollt doch Ihr, da unsere Not so groß ist, das Feuer umreiten, weil auch Ihr uns heiligen Standes zu sein dünkt." Sie sagten dieses einfältig, so als ob sie überhaupt nicht wüßten, wer dieser Fremdling denn eigentlich sei.

„Ich will euch den Gefallen nach altem Brauche gerne tun", sagte Christian entschlossen. „Aber ich bin nicht eure Weisheit, sondern euer hochwürdiger Herr, den das Land für alle bestellt hat, und es freut mich, daß ihr mich begrüßt und ich euch dienen kann."

Da entstand ein großes Geschrei. Die Flammen griffen nach dem Dache der großen Kirche; die Ziegeln barsten und fielen klappernd zu Boden. Rauchwolken verdunkelten die Ringmauern und den Himmel. Es war keine Gelegenheit zu langen Reden.

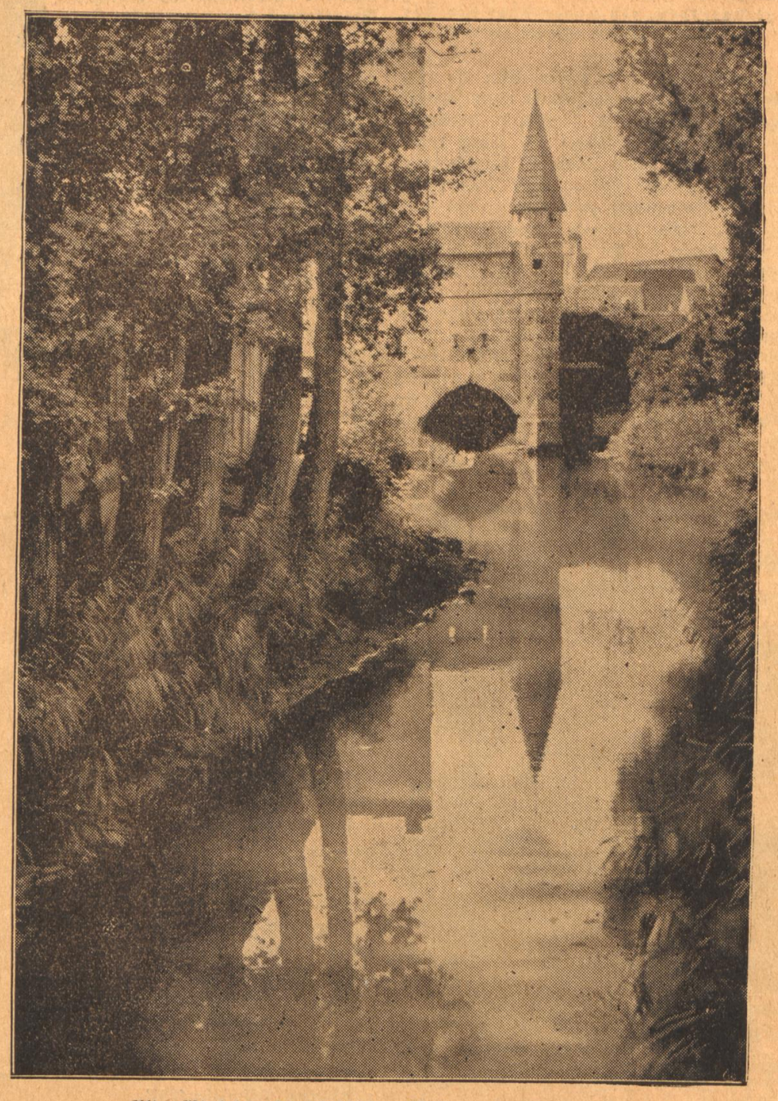
„Wenn wir ihm das Pferd bringen, ist er anerkannt!" schrie ein Mann aus Leibeskräften und lief mit einem leeren Eimer davon. Es regten sich Widersprüche. „Ein fremder Geistlicher kann nicht helfen . . ., er schadet nur!" Aber der Richter brachte den Hengst. Man hatte diesen eingefangen, und er zitterte noch vor Aufregung.

Christian stand neben seinem Wagen und durchsuchte eine Lade. Dann stand er in geistlichem Gewande vor dem aufgeregten Volk und schwang sich, wiewohl dieses Handwerks sehr ungewohnt, in den Sattel. Er war durchaus kein starker Mann, sein Kopf war vom vielen Denken nach vorne geneigt, aber der Willen des Menschen kann vieles erreichen, wenn er sich zusammennimmt, und auch die Unnatur der Tiere besiegen. Die Adern traten ihm an der Schläfe hervor und sein Gewand blähte der Wind wie ein Segel. Als er an das hohe Ufer kam, unter dem sein Bruder im Dreck lag, rief er: „Warte ein bißchen, Jakob, ich komme sofort!" In wenigen Augenblicken hatte er die Kirchenburg dreimal umsprengt. Fürwahr, er ritt „wie der Teufel".

Alle kamen zu ihm, der seine Atemlosigkeit mit Ruhe verdeckte und neben seinem Weibe stand; sie umringten ihn und dankten ihm herzlich. Das ganze Volk war zufrieden. Das Feuer griff nicht weiter, ja, nach einer halben Stunde schon erhob sich ein mächtiges Gewitter und alsbald war es gelöscht.

Dann brachte man Jakobus. Seine große Gestalt war von einer gelben Lehmschicht ganz überzogen, sein Barett und die Haare trugen die Kräuter des Bachbetts; seine Füße mußten verbunden werden. Die Birthälmer trugen ihm sofort eine Summe an, damit er zurücktrete.

So kam alles in Ordnung. Nach einigen Tagen räumte Jakob das Haus und fuhr in langem Zuge die Straße nach Busd entlang. Er wurde wieder, was er war, ein aufrechter Dorfpfarrer, der die Jagd, die Rinder und die Wirtschaft überaus liebte und niemanden fürchtete, außer sein Weib. Christian aber trat seinen Dienst am ersten Pfingsttage an und war 40 Jahre hindurch ein eifriger Mann Gottes, „der nichts für sich und alles für die Gemeinschaft tat".



Alter Winkel in Dinkelsbühl — Motiv an der Stadtmühle

Filmjahr 1934

EIN QUERSCHNITT DURCH DIE NEUE PRODUKTION • IV. DIE AUSLÄNDER

Kurz nach der nationalsozialistischen Revolution ergriff eine Art Panik die ausländischen Filmfirmen in Berlin: einer ihrer prominentesten Vertreter sprach das Wort aus, daß es künftig unmöglich sein werde, in Deutschland zu produzieren, ja daß die Amerikaner überhaupt auf Deutschland verzichten müßten. Dieser edle Gentleman befand sich ebenso sehr in einem Irrtum wie andererseits jene vielen, die nun meinten, daß wir im neuen Deutschland keine Ausländerfilme mehr brächten. Beide extremen Auffassungen entsprangen jenem großen Mißverständnis vom Nationalsozialismus als geistiger Autarkieerscheinung, die bald durch Worte des Führers selbst und seines Propagandaministers widerlegt wurde. Gerade der hohe Stolz auf unser eigenes Können und Wollen legt uns auch die Achtung vor dem Können und Wollen der anderen nahe; gerade unser Bekenntnis zum deutschen nationalen Film steigert unser Verständnis für die nationalen Filme anderer Völker, gerade unser gesteigertes Selbstbewußtsein, unsere erhöhte Kraft gibt uns den Mut, fremdes zu achten, ohne auch nur einen Zoll an Selbstachtung einzubüßen. Ablehnen aber wollen und müssen wir jenen typisch internationalen, jenen wurzellosen und darum auch kulturlosen Film, der einst glaubte, bei allen Völkern Triumphe feiern zu können, weil er sich keinem Volke verpflichtet hatte. Ablehnen werden wir auch stets jeden Film, der auf dem Umweg über Hollywood oder London jenen Geistern wieder Zutritt im neuen Deutschland zu verschaffen sucht, die wir aus unserem eigenen Filmwesen ausgetrieben haben. Wer diese Grenzen kennt, erkennt und achtet, wird uns als Gast stets willkommen sein. Der ehrliche Beifall, den Film wie „La Maternelle", „Junge Liebe" und „Cavalcade" bei uns fanden, dürfte Beweis genug sein.

*

Schon in den Verleihprogrammen der deutschen Firmen erwähnten wir einige ausländische Spitzenfilme. Heute seien vor allem die großen ausländischen Produzenten genannt, die geschlossene Produktionen auf den deutschen Filmmarkt bringen. Die Paramount hat, durch Mißerfolge früherer Jahre gewitzigt, diesmal ein kleines aber erlesenes Programm zusammengestellt. Sie bringt nur sechs Filme, denen aber durchweg hohe Erwartungen gelten. An ihrer Spitze marschiert der neueste Marlene Dietrich-Film „Die große Zarin", der das Leben der Zarin Katharina zum Gegenstand hat und unter Aufwand größter Mittel unter der Regie Joseph von Sternbergs gedreht wurde. Noch größer dürfte rein finanziell der Aufwand bei dem Claudette Colbert-Film „Kleopatra" gewesen sein. Hier ist ein historisches Kolossalgemälde entstanden, das in seinen Ausmaßen (römisches Forum, ägyptisches Wagenrennen, Seeschlacht) an den unvergessenen Ben Hur erinnern dürfte. Der dritte Großfilm ist ein Film eines Tanzpaares mit George Raft, einem amerikanischen Revuestar und Sportsmann, und der jungen Frances Drake, die als Tänzerin drüben große Erfolge feiert; der Film heißt „Bolero". Aber auch einen wirklich schauspielerischen Film beschert uns die Paramount mit „Prinzessin auf dreißig Tage", worin Silvia Sydney, eine der liebenswertesten Erscheinungen aus Hollywood die Titelrolle innehat. Wenig bekannt ist über „Hafengasse 4" und „Taucherduell", doch sollen auch diese beiden zu den Spitzenprodukten des vergangenen amerikanischen Filmjahres gehören.

Pat Paterson, ein neuer Star der Fox in dem Film „Wovon Mädchen träumen".

Die Metro, die in diesem Jahre ihr zehnjähriges Bestehen feierte und aus diesem Grunde auch eine Folge alter „klassischer" Filmwerke zur Schau brachte, möchte mit ihrem neuen Programm das zweite Jahrzehnt gut beginnen. An seiner Spitze läßt sie daher keine geringere als Greta Garbo aufmarschieren und zwar wird die große Schwedin diesmal in einer Rolle gebracht, die ihr gut liegen müßte, nämlich als „Königin Christine"; der Film war überall ein großer Erfolg. Würdig daneben darf sich das neueste Werk des großen Regisseurs van Dyke stellen „Eskimo", ein Film nach einem Roman eines der besten amerikanischen Eskimo-Kenner Peter Freuchen, der bei seinem Start in Berlin stärkste Eindrücke vermittelte. „Nachtflug" mit einem wahren Starensemble ist der dritte im Bunde. Er läuft z. Zt. in Karlsruhe. Es folgen zwei große Liebesfilme „Liebe nach Noten" mit Ramon Novarro und Jeanette Mac Donald und „Ich tanze nur für Dich" mit Joan Crawford und Clark Gable. Ein Film der beiden Humoristen Dick und Doff „Die Wüsten-Söhne" schließt sich an. Dieser ersten Metro-Staffel soll eine zweite folgen, in der u. a. Wallace Beery als mexikanischer Räuberheld „Viva Villa" erscheinen soll.

*

Die dritte amerikanische Großfirma, die Fox, hat in ihrem diesjährigen Programm eine große Zahl in Deutschland gedrehter kleinerer Filme, von denen wir ja den Louis Graveure-Film „Ein Walzer für Dich" kürzlich hier sahen. Angekündigt sind weiter mehrere Filme mit Jenny Jugo „Pechmarie", „Herz ist Trumpf", „Ein Kuß im Parlament". Wesentlicher scheinen hier wirklich die amerikanischen Filme zu sein, von denen hier vor allem zwei Filme der in Deutschland bisher kaum bekannten Pat Paterson, ein Harold-Lloyd-Film „Katzenpfoten" und der Ueber-Cavalkade-Film „Die Welt geht weiter" zu nennen sind. In Vorbereitung sind noch Filme mit Amerikas neuestem Wunderkind Shirley Temple, einem weiblichen Jackie Coogan-Baby.

Zu den Ausländern rechnen wir diesmal auch noch die „Rota", eine neugegründete Nachfolgegesellschaft der „Deutschen Universal", die neben amerikanischen Spitzenfilmen noch ein bemerkenswertes deutsches Programm bringt. Unter den von ihr angekündigten Filmen fallen besonders auf: Der neue Trenker-Film „Der verlorene Sohn" und der allerneueste Trenker-Film „Leuchtendes Land", der einen mexikanischen Stoff behandelt, der Film „Hundert Tage" nach dem Napoleondrama von Mussolini-Forzano mit Werner Kraus in der Hauptrolle, ein Willy-Forst-Film „Ein Lied verklingt", „Die Siebzehnjährigen" nach Dreyers Schauspiel, „Sündflut" mit Heinrich George und mehrere Operetten. Die amerikanische Produktion der Rota enthält fünf Filme, über die sich heute natürlich noch nichts sagen läßt, an ihrer Spitze sollen der Abenteurerfilm „Sutters Gold" und der Galsworthy-Film „Ueber den Strom" mit Diana Wynyard marschieren.

*

Wir haben versucht, in einer Uebersicht über die kommende Filmproduktion nicht nur dem Filmliebhaber einige Hinweise zu geben, sondern auch in einem Querschnitt zugleich das Gesicht der neuen Saison zu ergründen. Es ist uneinheitlich, muß uneinheitlich sein in einer Zeit, die eine völlige Revolutionierung der Geister brachte und gerade dieser noch jungen Kunst entscheidend neue Wege weist.

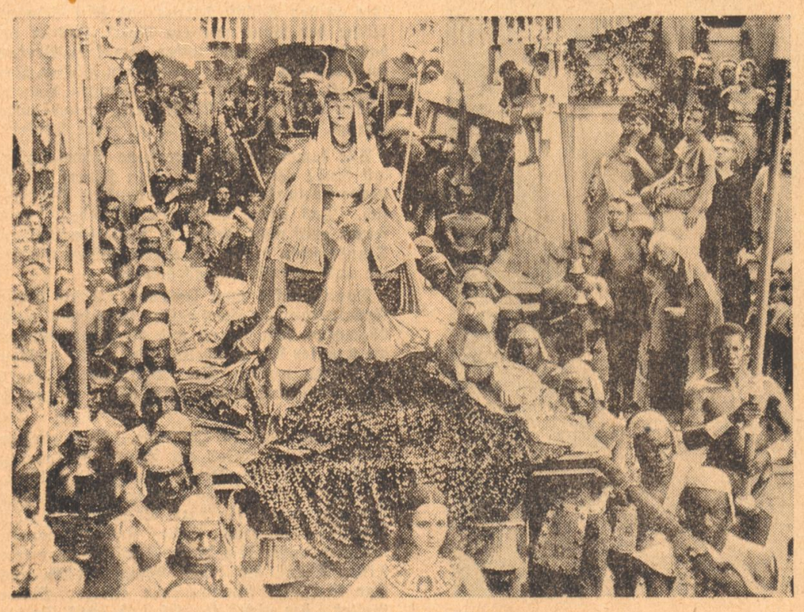
Wir können nunmehr in den künftigen Monaten nur unsere Aufgabe darin sehen, aufmerksam zu verfolgen, ob der Film sich abwendet von dem Irrweg, den er einstmals eingeschlagen hat und neuen künstlerischen Zielen zustrebt, ihm darin zu helfen nach unseren Kräften und auf unsere Art und so ehrliche Mittler zu sein zwischen Film und Publikum.

Glückauf, Filmjahr 1934!

Fred Feez.

Greta Garbo
als Königin Christine

Thriumphzug der Zarin Katharina
Marlene Dietrich in dem neuen Paramountfilm.



Kleopatra und ihre Sklaven
Massenszene aus dem neuen Metrofilm

Luis Trenker im Hafen von Neuyork
in dem Rota-Film „Der verlorene Sohn"

Badisches Schach

Herausgeber Badischer Schachverband im Großdeutschen Schachbund

Folge 36 — 16. September 1934

Eine alte Streitfrage

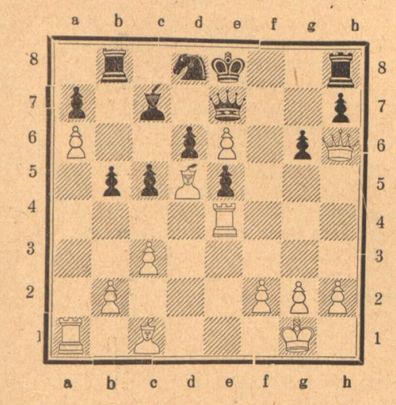
wurde in der „Italienischen Partie“ Eisinger—Hussong wieder aufgenommen. Kann Weiß nach den Zügen: 1. e4, e5 2. Sf3, Sc6 3. Lc4, Lc5 4. c3, **De7** 5. **d5!?!** die Partie im Mittelspiel entscheiden oder kann sich Schwarz in ein „vielleicht“ besseres Endspiel retten? Wie es bei Schachspielern Brauch und Sitte ist, wurde diese Debatte auf den 64 Feldern ausgetragen.

Italienische Partie gespielt in der 10. Runde des Karlsruher Kongresses

Weiß: Eisinger Schwarz: Hussong. 1. e2—e4, e7—e5 2. Sg1—f3, Sb8—c6 3. Lf1—c4, Lf8—c5 4. c2—c3, Dd8—e7 (Ein uralter Zug, der die Mitte geschlossen halten will; aber der antipositionell aussehende Vorstoß d2— d4—d5! stellt die ganze Spielweise in Frage, der unmittelbare Angriff auf den schwarzen Zentrumsbauern wird zwar abgeblasen, dafür aber der schwarze Damenspringer auf die 8. Reihe zurückgeworfen und dort blockiert, wie überhaupt der ganze weiße Aufmarschplan unter der Devise steht, die feindliche Mobilmachung zu stören und die schwarzen Streitkräfte auf hoffnungslose Posten zu drängen) 5. d2—d4 (Einsatz der ersten Angriffswelle) 5. . . ., Lc5—b6 (Natürlich nicht e5:d4 6. 0—0!! und Schwarz kommt durch die auf der halboffenen e-Linie drohenden Gefahren nicht zur Vollentwicklung seines Königsflügels) 6. **d4—d5** (der zur Debatte stehende Vorstoß, auf einen harmlosen „Entwicklungszug“ z. B. 0—0 kommt Schwarz durch d7—d6 zur Konsolidierung und kann das etwa dann erfolgende d4—d5 durch Sc6—b8—d7! als verspätet nachweisen) 6. . . ., **Sc6—d8** (In der vorjährigen Begegnung derselben Gegner auf dem Heidelberger Kongreß geschah Sc6—b8, worauf nach dem Bauernopfer d5—d6!! der schwarze Damenflügel vollständig lahmgelegt wurde und Weiß das überlegene Spiel bekam, allerdings überstürzte damals der Karlsruher den Angriff und mußte einen kostbaren Punkt abgeben, jetzt nach Sc6—d8 wäre das weitere Vorgehen schlecht, da der schwarze Springer das wichtige **Feld e6 bekommt**) 7. 0—0, d7—d6 8. a2—a4! (Einsatz der zweiten Angriffswelle, der Lb6 soll auf ein totes Geleis geschoben werden) 8. . . ., c7—c6 (Auf a7—a6 geschieht zunächst a4—a5, Lb6—a7 und dann gelegentlich Lc1—e3!, worauf dann Schwarz gezwungen ist, entweder sich den Läufer abtauschen zu lassen und dadurch den Turm auf einen schlechten Platz zu stellen, oder selbst zu tauschen und dem Gegner die wichtige f-Linie zu öffnen) 9. Sb1—d2, f7—f5?? (Der entscheidende Fehler, mit einem Zug gibt der Schwarze dem Weißen die halboffene Turmlinie (e1—e8) und die wichtigen Zentralfelder d4 und e4) 10. a4—a5, Lb6—c7 11. e4:f5!!, Lc8:f5 12. Tf1—e1, Sg8—f6 13. Sf3—d4!, Lf5—d7 (Auf diesem bescheidenen Platz muß der Läufer zurück, da nach dem plausiblen Lg6 die einfache Zugfolge: 14. d:c!, b:c 15. Sc6:!, Sc6: 16. Lb5! einen wichtigen Bauern bei überlegenem Spiel gewinnt) 14. Sd2—e4! (Die weißen Springer sind plötzlich sehr lebendig geworden, alles die Folgen von f7—f5) 14. . . ., Sf6:e4 (Auf Sd5: war Sd4—b5! geplant) 15. Te1:e4, Sd8—f7? 16. a5—a6! (Der letzte Ausläufer der zweiten Angriffswelle bringt die Entscheidung, auf das bessere 15.... a7—a6 wäre 16. f2—f4 gefolgt) 16. . . ., b7—b5 17. Lc4—b3, c6—c5 18. Sd4—e6, Ld7:e6 19. d5:e6, Sf7—d8 20. Lb3—d5, Ta8—b8 21. Dd1—h5+, g7—g6 22. Dh5—h6!

Problem Nr. 29

von Pg. Fritz Händle (Mannheim-Neckarau) Ministerialrat Pg. Herbert Kraft gewidmet.

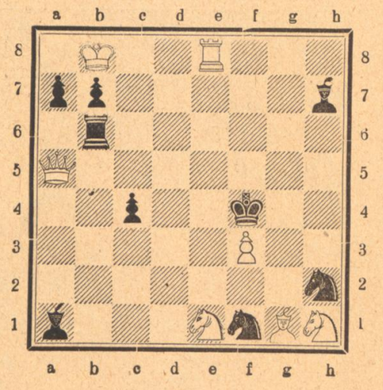


Matt in 2 Zügen.

Die fürchterliche Drohung Lg5 erzwingt 22. . . ., De7—f8 23. Te4—h4!, Tb8—b6 (Auf **Dh6:** entscheidet Lh6:!, Tg8 25. **e7!**, Sf7 **26.** Lf8!) 24. Dh6:Df8, Ke8:f8 25. Lc1—h6+, Kf8—e8 26. Lh6—g7, Th8—g8 27. Th4:h7, Lc7—b8 28. Lg7—f6! Aufgegeben, denn gegen e6—e7 ist kein Kraut gewachsen. Eine Partie aus einem Guß.

*

Stellung nach dem 22. Zug von Weiß



Das „Große Los“ gewonnen!

Von Walter Jentzsch

Zahlreich sind die Geschichten von Lotterielosen mit „verpaßten Gelegenheiten“. Verlorene oder verschenkte Lose, auf deren Nummer ein hoher Gewinn fiel, gaben nicht selten Anlaß zu Aerger und Feindseligkeiten auf Lebenszeit. Doch einmal hat ein weggegebenes Lotterielos einem Mädchen auch zu einer Ehe verholfen.

Da spielte ein junger Kaufmann ein Los der sächsischen Landeslotterie. Wenige Tage vor Schluß der letzten Ziehung, das „Große Los“ fand sich noch in der Trommel, unternahm er mit seinen Bekannten eine Bierreise. Spät in der Nacht zechte der Kaufmann allein noch weiter, nachdem sich seine Freunde von ihm verabschiedet hatten. Als es ans Bezahlen ging, merkte er, daß ihm sein Geld ausgegangen war. Da bot er der Kellnerin sein Lotterielos zur Bezahlung an. Nach langem Hin und Her nahm diese das Los auch an. In welcher Verfassung aber befand sich am nächsten Tage der Kaufmann, als er in der Zeitung lesen mußte, daß sein Los, gerade sein Los, das er nicht mehr besaß, mit dem Haupttreffer gezogen war. 42 000 Mark hatte er glatt verschenkt!

Eiligst ging er zu der Kellnerin, um ihr die gestrige Zeche zu bezahlen und das Los zurückzufordern. Die Kellnerin hatte jedoch inzwischen auch gelesen, daß das Los mit dem Haupttreffer gezogen war. Deshalb verweigerte sie die Herausgabe. Der Kaufmann aber ließ nicht locker. Es gab eine lange Rederei, und schließlich fand die Hebe Gefallen an dem jungen Manne, er vielleicht auch an ihr. So konnte es nicht ausbleiben, daß die Beiden ein Paar wurden.

*

„Ironie des Schicksals“ könnte man die Geschichte von jenem armen Teufel überschreiben, der schon auf alle mögliche Weise versucht hatte, zu Gelde zu kommen, dem aber das Glück bisher nur die Rückenseite zeigte. Er machte noch einen letzten Versuch und kaufte ein Los einer Wohltätigkeitslotterie. In zwei Monaten sollte die Ziehung sein. Der Mann wartete und wartete. Die Ziehung aber wurde schließlich auf ein halbes Jahr vertagt. Da verließ ihn aller Mut. Er unterschlug einen kleinen Betrag, den er einzukassieren hatte. Sein Brotgeber zeigte ihn an, und der Richter verurteilte ihn zu einem Jahr Gefängnis. Just an dem Tage, an dem der Mann seine Strafe antrat, fand die Ziehung statt. Das Los wurde mit 30 000 Mark gezogen. Einige Wochen früher und der so vom Glück Betrogene hätte ein neues Leben beginnen können. So aber trennten ihn noch 365 Tage von seinem Glück.

Freundlicher meinte es Fortuna mit einem Kaufmann, der infolge schlechten Geschäftsganges den Konkurs anmelden mußte. Seine Frau spielte seit vielen Jahren ein Lotterielos, das sich aber immer als Niete erwiesen hatte. Nachdem dem Kaufmann nichts mehr übrig geblieben war — selbst den größten Teil seiner Möbel hatten ihm seine Gläubiger genommen — zog er, arm wie er nun geworden war, mit seiner Frau in eine Dachkammer. Sein und seiner Frau Leben fristete er als Zeitungsverkäufer. Eines Tages nun las er in einer der Zeitungen, die er zum Verkauf in einer Tasche vor seinem Bauch hatte, daß das Los seiner Frau mit einem großen Gewinn gezogen worden war. In seiner Freude warf er die Tasche mit den Zeitungen auf die Straße und eilte spornstreichs nach Hause, seiner Frau kündend. Mit dem Lotteriegewinn führten beide ein sorgenfreies Leben. Diese Erzählung liest sich wie ein Märchen, sie ist aber eine wahre Geschichte, passiert im Vorjahre in Hannover.

*

Vor mehreren Jahren wurde ein Gewinn von 20 000 Franken, der auf ein Los einer Ausstellungslotterie in Paris fiel, nicht abgeholt. Trotz aller Bekanntmachungen meldete sich der Inhaber nicht. Das konnte er auch nicht gut tun, denn er war inzwischen aus dem irdischen Leben abberufen worden. Seine Familie erinnerte sich aber, daß ihr Verstorbener ein Los in dieser Lotterie gespielt hatte und daß es das gesuchte Los sein könne. Das Los jedoch trug der Tote in seinem Sonntagsanzug, in dem man ihn begraben hatte. Die Familie, welcher der Geldsegen sehr gelegen kam, erbat sich von der Behörde die Erlaubnis, den Sarg öffnen zu lassen. Die Erlaubnis wurde auch gegeben. Und tatsächlich fand sich in der Rocktasche des Toten das Los.

*

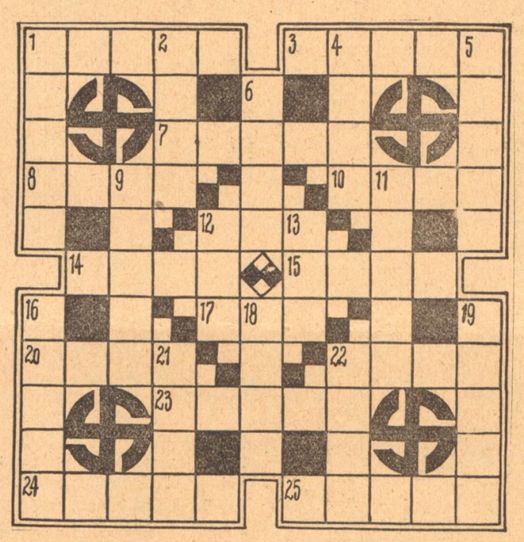
Zum Schluß wollen wir noch von einer eigenartigen Lotterie berichten, die in Preußen bis zum Jahre 1815 bestand und die den Namen „Jungfern-Lotterie“ führte. Das Lotteriepatent vom Jahre 1763, der Einführung dieser Lotterie, besagt darüber:

„Bei dem festen Entschlusse, den Ertrag der Lotterie zum Besten Unserer Unterthanen zu verwenden, haben Wir der Beförderung der Bevölkerung zuerst Unsere Aufmerksamkeit gewürdigt. Demzufolge wollen Wir, daß die Lotterie aus ihrem Ertrage die nöthigen Fonds schaffe, um alle Jahre eine gewisse Anzahl Mädgen, die in Unserem Lande geboren sind, zu verheurathen, und zwar bei jeder Ziehung fünfe“.

Die Ausführung dieser Verordnung erfolgte derart, daß die Namen von je 50 Waisenmädchen, deren Namen einzelne Gewinn-Nummern bekommen hatten, eingetragen wurden. Diese Mädchen erhielten von der „General-Lotterie-Administration“ einen „Annexenschein“. Später wurde gegen Rückgabe dieses Scheines, wenn der Trauschein vorgezeigt wurde, eine Aussteuer von 50 Talern vom Staate bezahlt. Diese ausgelosten Waisenmädchen belegte das Volk bald mit dem Namen „annektierte Mädchen“. Auf diese Jungfernlotterie war auch ein Spottgedicht im Umlauf, das auf allen Gassen gesungen wurde:

„Die Pest gab die Natur
Dem Oriente.
Unbillig war sie nie.
Dafür gab sie dem Okzidente
Die Jungfernlotterie“.

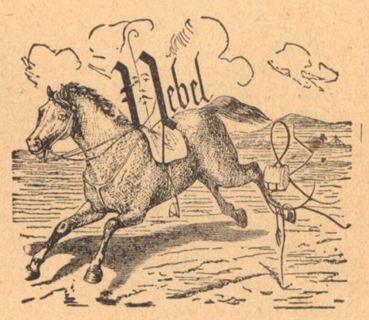
Rätsel-Ecke



Waagerecht: 3. Wirrwarr, 7. Bibelübersetzung, 8. Kriegsgott, 10. wundertätige Schale, 14. heroischer Mensch, 17. Gattungsbegriff, 20. Planet, 24. sagenhafter Mensch, 25. Schriftsteller

Senkrecht: 1. Teil der Wohnungseinrichtung, 2. Gewürz, 4. Stadt in Holland, 9. mißliche Lage, 11. deutscher Dichter, 12. Mädchenname, 13. bedrängter Zustand, 18. Papiermaß, 21. Göttin der Morgenröte, 22. Schluß.

Die Nummern 1, 12, 15, 22 und 23 waagerecht, sowie die Nummern 5, 6, 16 und 19 senkrecht ergeben je einen deutschen Fluß.



Bilderrätsel

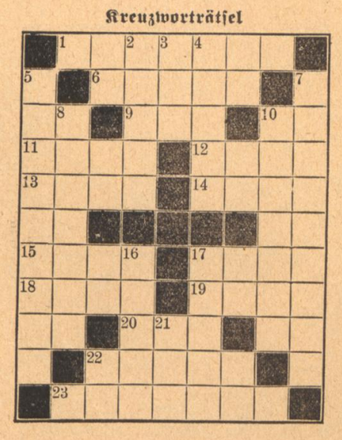
Bedeutung der einzelnen Wörter

a) **von links nach rechts:** 1 Gestalt aus Wagners Tannhäuser, 6 nordfriesische Insel, 9 exotischer Nutzstrauch, 11 Viehhüter, 12 biblische Männergestalt, 13 Widerhall, 14 Schalenfrucht, 15 Geschenk, 17 biblischer König, 18 Stadt am Rhein, 19 Insektenlarve, 20 Bad in Belgien, 22 Hetzhundrudel, 23 Figur aus Wagners Walküre;

b) **von oben nach unten:** 2 Glücksspiel, 3 Märchenwesen, 4 deutscher Strom, 5 Oper von Wagner, 7 Figur aus Wagners Tannhäuser, 8 Erzengel, 10 Wasserfall, 16 Stadt im Rheinland, 17 berühmter Geigenbauer, 21 russisches Gewicht.

3f 495

Kreuzworträtsel



Auflösungen

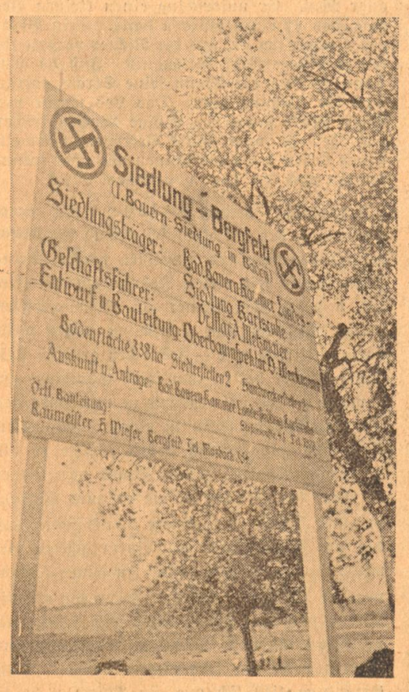
Kreuzwort-Rätsel: **Waagerecht:** 1. Esel, 4. Pein, 6. Ali, 8. Ida, 10. Bau, 11. Arm, 14. Sen, 15. Ems, 16. Lei, 17. Ali, 18. Inn, 19. Poem, 21. Tete, 22. Snob, 24. Zone, 25. Nogat, 26. Ode, 27. Rom. — **Senkrecht:** 2. Spanien, 3. Lade, 4. Pius, 5. Italien, 7. Lama, 8. Ifar, 9. Delos, 12. Rente, 13. Mine, 20. Mond, 21. Toto, 23. Boe, 24. Zar.

Silben-Rätsel: 1. Davos, 2. Frak, 3 Eibe, 4. Sopran, 5. Chalzedon, 6 Hammerfest, 7. Uckermark, 8. Luzerne, 9. Einerlei, 10. Drusen, 11. Eigenliebe, 12. Sauerstoff, 13. Lotterie, 14. Elmsfeuer, 15. Bastei, 16. Elegie, 17. Nansen. — Die Schule des Lebens kennt keine Ferien.

Die Mondrakete

Bergfeld — Die neue badische Bauernsiedlung

Zur Einweihung am heutigen Sonntag



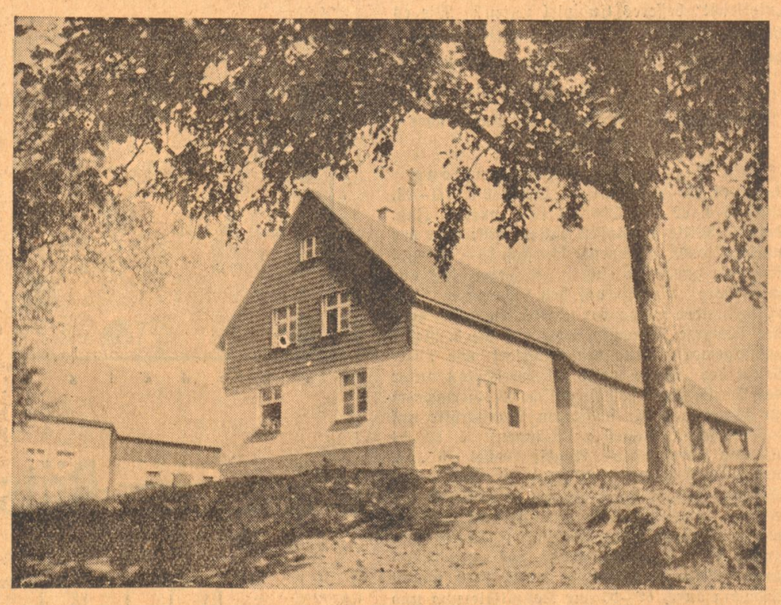
Durch den frühen, frischen Septembermorgen rollt der Wagen von den Höhen in die herrliche Landschaft des Neckartales, durch die lange Reihe der fruchtschweren Obstbäume, vorbei an kahlen Feldern, auf denen die schwarze duftende Scholle schon wieder umgebrochen ist. In Mosbach ein kurzer Halt, der Vizepräsident der Badischen Bauernkammer, Pg. Schmitt, steigt zu uns, und dann fragen wir uns durch nach dem Bergfeld. Bergfeld ist der richtige Name, denn die Straße dorthin steigt steil wieder in die Höhen, bis sie sich auf einem weiten Hochland wieder ebnet. Hier erstreckt sich vor uns auch schon eine Gruppe langgestreckter Häuser: wir sind am Ziel.

Gedanken, denen Goethe im „Faust" die poetische Form gab, werden hier verwirklicht, neuer Lebensraum ersteht hier durch die schöpferische Kraft menschlichen Willens. Während wir auf eines dieser neuen Gebäude zuschreiten, erzählt uns unser Begleiter von den Anfängen bäuerlicher Siedlung in Baden, im besonderen dieser Siedlung. „Die eigentliche Gründung dieses Unternehmens vollzog sich in einem Abteil des D-Zuges 202 zwischen Weinheim und Karlsruhe. Ich unterbreitete da dem badischen Ministerpräsidenten Köhler meine Vorschläge, die er auch für richtig fand. Gleichwohl waren zu ihrer Durchführung noch verschiedentlich heftige Widerstände, besonders juristischer Art, zu beseitigen. In meinen Ueberlegungen ließ ich mich von drei Gesichtspunkten leiten: erstens ist die Bauernsiedlung eine landwirtschaftliche und völkisch-soziale Angelegenheit, die nicht nach bürokratisch-kapitalistischen Gesichtspunkten betrieben werden kann; dann darf kein großer Apparat aufgezogen werden, da sie gemeinnützig und wirtschaftlich zugleich sein muß und drittens sind Bauernsiedlung, Feldbereinigung und Melioration ein organisches Ganzes; keine der drei Aufgaben kann erfolgreich durchgeführt werden, ohne daß die andern mit berücksichtigt werden. Je nach der Geländestruktur muß da einmal das Land zum Wirtschaftshof, das andere Mal der Hof zum Land gebracht werden. Durch die Uebertragung der Aufgaben der Landsiedlung auf die Badische Bauernkammer war die rechtliche und organisatorische Form für die Landsiedlungstätigkeit gefunden. Es setzten dann Verhandlungen mit den Gemeinden ein und da war es Mosbach, das sich als erstes bereit erklärte, Land abzugeben."

*

Zu uns hat sich der Bauleiter der Siedlung gesellt, der uns nun führt und die nötigen Erklärungen gibt. Vor unsern Augen dehnt sich ein vollkommen neues Dorf aus. Noch laufen hier keine richtigen Straßen, die Hauptstraße ist ein lehmiger Feldweg. Aber rechts und links von ihr stehen die Reihen schmucker Häuser mit geräumigen Anbauten. Die meisten von ihnen sind schon bezogen, hier und da sieht man schon ein Gärtchen, viele haben freundliche Blumenstöcke vor dem Fenster. Zwischen den Häusern ein geschäftiges Treiben: zur Einweihung soll noch ein tüchtiges Stück geschafft werden. Wir steigen an einem dieser Häuser ein paar Stufen hinauf und treten durch die Tür. Helle freundliche Räume nehmen uns auf. Breite Fenster lassen die herrliche Luft herein und die Sonne spiegelt sich auf dem sauberen, oft ehrwürdig alten Hausrat der Bewohner.

Wir bewundern die neuzeitliche Einrichtung mit elektrischem Licht und fließendem Wasser. So wie wir jetzt das Haus sehen, hat es ja nun der Siedler nicht übernommen; er erhält es bezugsfertig, alles andere muß er selbst bringen. Im Obergeschoß, das noch einmal Raum für drei Kammern bietet, muß er erst noch den Boden legen, ganz oben muß er sogar das Gebälk einziehen und ebenfalls für den Boden sorgen. Auch die Holzverkleidung der im Odenwälder Stil erbauten Häuser muß er zum Teil selbst erstellen. Durch diese Arbeiten ist dem heimischen Handwerk noch auf lange Zeit Beschäftigung gegeben. Die Ausstattung des Hauses, das unten zwei Zimmer, eine Küche und eine Futterküche enthält, ist also Sache des Siedlers und seinem Geschick und seinen Mitteln ist hier keine Grenze gezogen. In der Tat haben sehr viele Siedler ihr Haus schon um etliches erweitert; der eine hat die Scheune verlängert, der andere baute einen Platz, um das Holz trocken zu setzen, der dritte baut Ställe an.



*

Durch die Futterküche gelangen wir sofort in die Stallungen. Der weite Raum bietet 8 Stück Großvieh und 3 Stück Kleinvieh Platz; er enthält außerdem noch eine Kälber- und zwei Schweinebuchten. Die meisten der Ställe haben einen Futtergang. Durch zweckmäßige Steine ist für genügend Wärme und Ablauf der Feuchtigkeit gesorgt. Die neuesten Erfahrungen der Luftführung ermöglichen eine gute Lüftung des Stalles. Von ihm geht es durch eine Tür in die Scheune, die in ihrer Größe den Bedürfnissen des Siedlers durchaus angepaßt ist.

*

So sind hier 24 neue Siedlerstellen erstanden, auf einem Lande, das bisher fast garnicht benutzt wurde, weil seine Bewirtschaftung von Mosbach aus zu viel Mühe machte. Die Dungzufuhr war zu mühselig, so ließ man das Land brach liegen und es wird sicher einiger Zeit sorgsamster Pflege bedürfen, ehe das Land seinen vollen Ertrag hergibt. Selbstverständlich hat man den Boden nach den Gesichtspunkten aufgeteilt, die bei jeder Feldbereinigung maßgebend sind. So hat der Bauer, trotzdem er doch immerhin 10 und 12 ha Land hat, doch niemals einen längeren Arbeitsweg als 5 Minuten. Die Wege müssen von den Siedlern nach und nach selbst hergestellt werden; das Material liefert dazu ein Steinbruch der sich etliche 100 Meter dem Tal zu an der Straße befindet. Durchstreift man diesen neuen Ort und fragt mal hier mal da, so erhält man das Gefühl, daß hier an alles gedacht worden ist; sogar eine Hilfsmannschaft der Feuerwehr ist in Mosbach schon zusammengestellt worden.

*

Unversehens geraten wir in das Nest eines jungen Ehepaares — erst im Mai war Hochzeit. Stundenlang könnte man den jungen Leutchen zuschauen, wie sie flink und lachend ihre Arbeit verrichten. Auf Befragen erklärt er uns seinen Kulturplan für das nächste Jahr: 10 ha Land hat er; davon sind 3 ha Wiesen. Die übrigen 7 ha teilt er so auf: 60 Ar Rüben, 60 Kartoffeln, 20 Futter-, 10 Körnermais. Der Roggen kommt auf 50 Ar, der Weizen auf 60, Gerste und Hafer auf je 60. Das Uebrige wird mit Hülsenfrüchten und Futterpflanzen bestellt. So hat er seinen Plan schon fertig und trägt ihn hier mit fast feierlichem Ernst vor, und dahinter steht seine Frau und lächelt still dazu. Man hat die ruhige Gewißheit, daß hier Leute das kostbare Gut des heimischen Bodens anvertraut bekamen, die um die hohe Verantwortung, die ihnen damit auferlegt wurde, wissen. Sie sind mit Freude und stolzer Zuversicht am Werk. Ruhig und sicher gehen sie ihrer Arbeit nach, ihre Verrichtungen sind überlegt und immer am richtigen Platz. Nie lassen sie aus dem Auge, daß sie ja nicht nur für sich arbeiten, sondern auch für die, die nach ihnen kommen und für ihr großes, herrliches deutsches Vaterland.

*

Noch ein letztes Mal schweift der Blick über die erste neue badische Bauernsiedlung. Ringsum senkt sich das Tal sanft hinab, so daß hier jederzeit mit Maschinen gearbeitet werden kann.

Stolz steigen die Häuser um uns auf; ein stattliches Dorf wird es einmal sein, wenn erst die Gärten sich um die Häuser legen und von der dann grauen und staubigen Straße ihren bunten, lachenden Teppich zum Haus legen. Dann wird auch die weite Fläche der Felder das Dorf in ihre Mitte nehmen. Jetzt wärmen sich schwarze Scholle in der Sonne und grüne Wiesen warten auf den Schnitter. Und im Dorf wird es einst widerhallen vom Geschrei der Kinder; abends dann nach Feierabend mag es sein, daß der Vater bedächtig seine Pfeife anzündet und ihnen erzählt von der Zeit, da hier noch Oedland war, da er im nahe gelegenen Gasthaus in der Scheune übernachtete, um dem neuen Heimatboden möglichst nahe zu sein, zu dem er seine Baumaterialien selbst fuhr und so Tag für Tag erlebte, wie die neue Siedlung aus dem Boden wuchs. Aber dann wird sie keine Sehenswürdigkeit mehr sein, die die Fremden aufsuchen, denn dann werden allenthalben im badischen Lande neue Bauernhöfe und -siedlungen erstanden sein, in denen ein neues, freieres und [illegible]eres Geschlecht heranwachsen wird.

Paul Schröter.